

Frühe Sammlungspraxis:

Sammlungsprofil – Sammlungsstrategie – Sammlungspolitik

Anfang der 1990er-Jahre blickten Menschen aus der Türkei bereits auf eine 30-jährige Geschichte in Deutschland zurück, aber noch immer fand die Bundesrepublik zu keiner Politik, die der Wirklichkeit Rechnung getragen hätte, dass aus Gastarbeiter*innen längst Einwander*innen geworden waren. Innerhalb dieses migrationspolitischen Diskursfeldes positionierte sich DOMiD bereits Anfang der 1990er-Jahre durchaus auch als politischer Akteur. In den öffentlichen Verlautbarungen seiner Gründer*innen geht es immer auch um eine Politik der Anerkennung – einerseits der Tatsache, dass Migrant*innen einen unverzichtbaren Beitrag zur Modernisierung und Transformation der Gesamtgesellschaft leisteten, andererseits um Anerkennung der Einwanderungs-Wirklichkeit selbst.

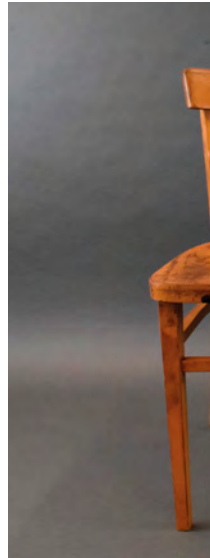
Im Kontext seiner politischen Standortbestimmung schärfte der junge Verein seine Zielsetzung und differenzierte sein Sammlungsprofil weiter aus. Neben den relevanten Printerzeugnissen, Fotos oder audiovisuellen Medien, die zu sammeln schon Orhan Silier in seinem Konzept gefordert hatte, suchte man nun im Einzelnen: „Briefe, Schulbücher und -hefte, Handzettel, Ankündigungen, Einladungen für Hochzeiten, Anzeigen, Konzertkarten, Speisekarten, Fastentafeln, interessante Kleidungsstücke, typische Wohngegenstände, Wandteppiche und vieles andere mehr.“¹ Außerdem wurde die Idee wieder aufgegriffen, auch mündliche Überlieferungen in Form von lebensgeschichtlichen Interviews aufzuzeichnen und aufzubewahren.

1 Ebd.

So begannen die Gründerväter und -mütter, alltagskulturelle Objekte aus der Pionierzeit der Gastarbeiter*innen-Ära zusammenzutragen. DOMiDs Archäologie der Gegenwart förderte Fotos aus den 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahren zutage, von Frauen am Fließband mit geblühten Kitteln, meist ohne Kopftuch, oder von muslimischen Männern, die im Kölner Dom beteten. Aber es wurden auch Dinge gesammelt, die diese Menschen umgaben: Wandteppiche, Videos mit Heimatfilmen und hölzerne Wohnheimstühle, in die Namen eingeritzt waren – gerade so, als hätte es sich bei den Wohnheimen um Gefängnisse gehandelt.



SD 0171,0000 Wandteppiche mit bukolischen Idyllen schmückten häufig die sonst spartanisch eingerichteten Wohnheimzimmer der Arbeitsmigrant*innen aus der Türkei. DOMiD-Archiv, Köln



BT 370,3000 a Im Wohnheim der Breuer-Werke, Frankfurt-Höchst, 1965. DOMiD-Archiv, Köln

E 1082,0007 Wohnheim bei Freiburg,
Anfang der 1970er-Jahre. DOMiD-Archiv, Köln



SD 0253,0003 / SD 0253,0001.
DOMiD-Archiv, Köln

In vielen Firmen wurde in Schichten gearbeitet, in manchen der Wohnheime auch in Schichten geschlafen. Manche Stühle wurden namentlich oder mit Spitznamen signiert, um sie für eine Person zu reservieren.

Aytaç Eryılmaz Ich war immer nur unterwegs, bundesweit. Ich habe jemanden entdeckt, oder eine kleine Geschichte, und bin hingefahren, oft auf eigene Kosten. Ich bin auch von meinem Charakter her ein Sammler-Typ. Wenn ich was Besonderes gefunden habe, sagten dann die anderen: „Ah, du hast ein Dinosaurier-Ei gefunden!“

Die Sammlungstätigkeit war eine Detektivarbeit und, in materieller Hinsicht, eine Schatzsuche. Eines der ersten „Dinosaurier-Eier“ oder Highlight-Objekte war der sogenannte *Dschandschat Boy*.



E 0819,0000 Der Concert Boy der Firma Grundig, Ende der 1960er-Jahre.
Lieblingsobjekt Aytac Eryilmaz. DOMiD-Archiv, Köln



Zunächst existierte das Objekt nur als Gerücht. Da gab es Hinweise, die sich verdichteten. Die befragten Gastarbeiter*innen der ersten Stunde wussten, wovon die Rede ist: „Ach ja, der *Dschandschat Boy!*“ Trotzdem suchte Erylmaz lange vergebens, bis sich das Ding endlich finden ließ: in einem Keller, in einem Schwebезustand zwischen Gebrauch und Entsorgung. Und das Rätsel löste sich: Der *Dschandschat Boy* war eigentlich der *Concert Boy* von Grundig – eines der Geräte, mit denen die Marke marktführend wurde. Und ein wenig von dem Glanz dieses *Made in Germany*, so empfanden es die Gastarbeiter*innen, war auch auf sie gefallen, die diese Geräte am Fließband produzierten und sie am Ende im Tausch gegen ihre Lohntüte auch erwerben konnten. Das hatte zwar seinen Preis – aber dies war zugleich der Preis: die Trophäe. Und so trug man das Ding dann auch nach Hause: um Eindruck zu machen bei der Frau. Oder bei den Verwandten in der Türkei. Beim nächsten Besuch brachte man ihnen solche Geschenke mit. Man beschwichtigte sie, die Kinder, die bei der Großmutter aufwachsen mussten, man bestach sie. Man sonnte sich in der Bewunderung derer, die nie aus dem Dorf herausgekommen waren. Mit dem *Dschandschat Boy* war mit Händen zu greifen: Das ganze Migrationsprojekt hatte sich gelohnt!

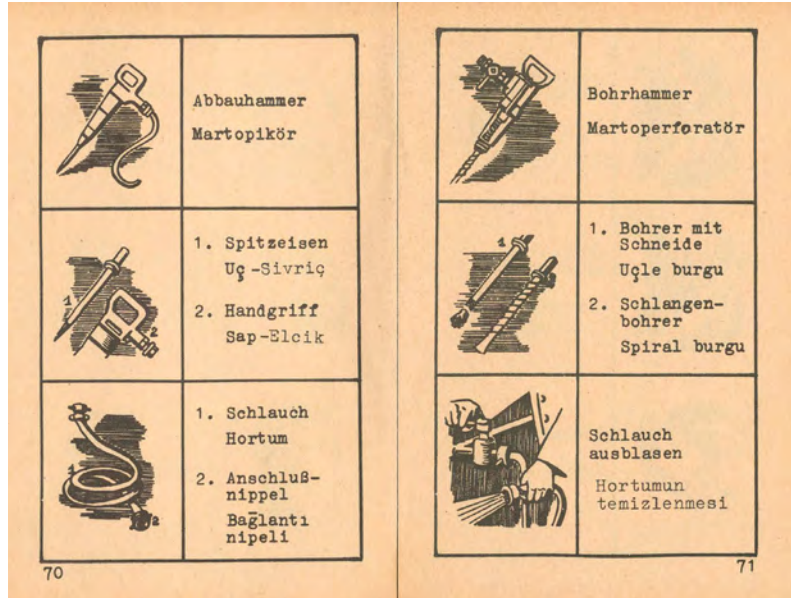
Der ursprüngliche Vereinsname *DoMiT stand noch für Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei*. Doch bereits zur Zeit der Vereinsgründung und der ersten Sammlungsaktivitäten hatten sich die Laien-Historiker*innen Gedanken darüber gemacht, was das eigentlich hieß: „Migration aus der Türkei“. Auch die Minderheiten aus der Türkei sollten bedacht werden, wie Kurd*innen oder Aramäer*innen. Auch von Armenier*innen, die in den Jahren 1915/1916 in der Türkei zum Opfer ethnischer Säuberungen geworden waren, nahm DOMiD Erinnerungsstücke in seine Sammlung auf.

Objekte, mit denen es in den Biografien vieler Migrant*innen eine ganz besondere Bewandnis hatte, wie der erste Koffer, den sie nach Deutschland mitgebracht hatten, das Radio, für das man einen ganzen Monatslohn investiert, oder der Schuhputzerkasten, auf den man einmal seine ganzen Hoffnungen gerichtet hatte: Diese persönlichen Erinnerungsstücke an DOMiD abzugeben, dazu brauchte es Vertrauen.

Aytaç Eryılmaz **Migranten ticken anders, sie mögen den direkten Kontakt. Dem anderen in die Augen zu schauen und so Vertrauen aufzubauen. Nur so kann man Überzeugungsarbeit leisten. Das war das Wichtigste. Ich habe auch so argumentiert: Deine Enkel sollen erfahren, was Oma und Opa früher gemacht haben. Und auch diese Gesellschaft, die Deutschen, sollen erfahren: Warum seid ihr gekommen, und wie habt ihr das gemacht?!**

Als DOMiD zu sammeln begann, waren die Arbeitsmigrant*innen bereits seit Jahrzehnten in Deutschland, und es war nicht leicht, Artefakte gerade aus der Anfangszeit der Gastarbeiter*innen-Anwerbung zu finden. Zunächst suchten die DOMiD-Mitarbeiter*innen darum in ihrem unmittelbaren Bekanntenkreis nach Pionier*innen, die schon kurz nach dem Abschluss des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens 1961 zur Arbeitsaufnahme nach Deutschland gekommen waren. Besonders Belege für die Gastarbeit im engeren Sinn schienen den Sammler*innen interessant, wie Arbeits- und Aufenthaltserlaubnisse der Zeitzeug*innen, ihre Arbeitsverträge oder Arbeitskleidung.

OS 0050 Bilderwörterbuch für ausländische Bergleute / Resimli Lü-gat Ecnebi madenciler için. DOMiD-Archiv, Köln
Dieses Wörterbuch in deutscher und türkischer Sprache diente Berg-leuten und Stahlarbeitern im Ruhrgebiet zur Ver-ständigung untereinander. Die Kommunikation war entscheidend für die Arbeitssicherheit in der Schwerindustrie sowie unter ‚Kumpeln‘ unter Tage.



Ahmet Sezer Hauptamtlich war Aytaç Eryılmaz damit befasst. Kurz nach der Vereinsgründung hat uns die Arbeiterwohlfahrt in Essen ein Büro von zwölf Quadratmetern zur Verfügung gestellt. Und wir haben es geschafft, eine ABM-Stelle einrichten zu lassen. So konnte Aytaç sich kümmern. Aber wir haben alle gesammelt: Jeder hat versucht, das in seinem Umfeld zu streuen.





Ahmet Sezer Eines meiner Lieblingsobjekte ist dieser Schuhputzerkasten. Zusammen mit dieser Geschichte eines Menschen, der als Angehöriger einer Minderheit – als ein Armenier aus Istanbul – nach Berlin kommt, mit der verrückten Idee, da als Schuhputzer zu arbeiten. Und dann hieß es: „Nein, du brauchst eine Genehmigung!“ Es funktionierte also nicht. Aber er ist hartnäckig geblieben. Bis er eine Sondergenehmigung bekommen hat. Von Eberhard Diepken, dem Bürgermeister von Berlin persönlich!

**E 1034,0010 Schuhputzerkasten, o. Jahr, Berlin.
Lieblingsobjekt Ahmet Sezer. DOMiD-Archiv, Köln**

Diesen Schuhputzerkasten brachte ein armenischer Einwanderer aus der Türkei mit nach Berlin, um – nachdem er endlich die nötige Konzession erhalten hatte – in den Einkaufszentren der Metropole sein Schuhputzerhandwerk auszuüben. In der Mitte des goldverzierten Sockels stellten die Kunden ihre Schuhe ab, in den Seitenteilen rechts und links fanden Reinigungsmittel und Schuhcremes ihren Platz.